Ergänzung: Von der hl. Oranna zwei weitere Sagen.

Zwei weitere Sagen von der hl. Oranna leben noch heute in Berus. Die eine lautet:

Als die Späher den Totenweg hinaufritten, trafen sie am „Rundrimstick" (d. i. ein Feld neben dem Aufspringen, das rund herum von Gräten, (Gräben, Mulden) eingeschlossen ist, — das früher wohl rund herum von dem Gebüsch umgeben gewesen sein mag, in dem sich Oranna vor den Verfolgern verbarg) auf einen Bauern, der eben sein Feld eingesät und noch den „Samsack" umhängen hatte. Einer der Reiter fragte den Bauersmann, ob er hier herum nicht eine Jungfrau soundso habe durchkommen sehen. Der Bauer erwiderte, er habe, als er hier säte, zwei Mädchen den Weg heraufkommen sehen, sie aber nicht weiter beachtet. Da sagte der Anführer der Reiter zu seinen Begleitern: „Dann ist es zwecklos, die Spur weiter zu verfolgen, denn das muß lange her sein. Wie ihr seht, steht der Weizen in der Reife." Er sah nämlich auf demselben Felde den Weizen bereits in gelben Halmen. Also ließen die Reiter ab von der Verfolgung und kehrten um. So hatte Gott durch dieses Wunder seine treue Dienerin gerettet.

Die andere Sage erzählt:

Als Oranna bereits längere Zeit droben am Berge in der Wildnis als Klausnerin gelebt hatte und in der ganzen Umgegend als überaus tugendsam bekannt war, langte ein verirrter rauher Jägersmann vor ihrer Hütte an und bat um einen Bissen Brot und um den rechten Weg. Die mildherzige Jungfrau erquickte erst den Hungrigen, dann wollte sie ihn in die rechte Richtung weisen, sah aber bald, daß der Sohn des Waldes sie nicht verstand. Durch Zeichen gab er ihr zu verstehen, daß er taub sei. Gerührt über das Unglück, das auf dem Manne ruhte, kniete sie nieder und flehte Gott den Herrn an, er möge dem Bedauernswerten in seiner Gnade das Gehör schenken. Voll Staunen betrachtete der Fremdling die ihm ungewohnte Handlungsweise dieser edlen Jungfrau. Auf einmal aber vernahm er ganz deutlich ihre Worte, und ein göttlicher Gnadenstrahl traf das Herz des Heiden. Er ahnte, daß hier ein Gott geholfen hatte. Ueberglücklich stürzte er der Jungfrau zu Füßen und konnte nicht Worte des Dankes genug finden. Oranna hob den Dankbaren auf und erzählte ihm von der Güte und Gnade des höchsten und allein wahren Gottes des Himmels und der Erde. Das Erstaunen des fremden Mannes wuchs bei jedem Worte. Er bat Oranna um die Gunst, noch einmal mit anderen seiner Sippe zu ihr kommen zu dürfen. Dann verabschiedete er sich, da die Sonne bereits tief am Himmel stand und schlug mit einem Herzen voll Freude den Weg zur Heimathütte an. Bald kehrte er mit anderen wieder und Oranna erzählte ihnen vom lieben Christkinde, von den Wundern des göttlichen Heilandes und vom Werke der Erlösung. Schon bald konnte sie den Bekehrten die hl. Taufe spenden und gewann noch manche andere dazu. — Dies ist der Grund, warum Oranna mit einem Ohre in der Hand abgebildet und bis auf den heutigen Tag für Ohren- und Kopfweh angerufen wird.

Aufruf zur Sammlung rheinischer Volkslieder.

Die durch den Krieg und seine Nachwirkungen unterbrochene Sammlung der rheinischen Volkslieder wird durch die dem Rhein. Wörterbuch und dem Institut für geschichtliche Lebenskunde der Rheinlande in Bonn angegliederte Sammelstelle nunmehr wieder aufgenommen.

Es ist beabsichtigt, ein Volksliederarchiv der Rheinlande zu schaffen, das durch Veröffentlichungen auf den Liederschatz des Volkes veredelnd einwirken soll und dem Forschenden zu Diensten steht.

Die gerade in den Rheinlanden so blühende Heimatkunde läßt erwarten, daß auch dieser Zweig der Heimatforschung die gebührende Unterstützung aller Freunde der Heimat finden wird, dies um so mehr, als es gilt, der jungen Generation den herrlichen Liederschatz der Alten wieder ins Herz zu pflanzen.

Soll aber das rheinische Volksliederarchiv seinen Zweck erfüllen, so bedarf es der Unterstützung aller Heimatfreunde und Liederkundigen.

Wenn jeder Ort bloß **ein Lied** übermittelte, so wäre schon ein beachtenswerter Grundstock geschaffen.

Jedes aus früheren Zeiten stammende Lied, das noch heute im Gedächtnis des Volkes haftet und auswendig gesungen wird, jedes **Reigenlied** der Mädchen, jedes **Kinderlied** ist der Aufzeichnung wert.

Text und **Melodie** sind anzugeben; wer nicht notenkundig ist, teile wenigstens den Text mit.

Im Besitze mancher älteren Leute befinden sich auch noch geschriebene Liederhefte, die man uns zur Abschrift leihweise überlassen möge.

Alle, die bereit sind, das Rheinische Volksliederarchiv durch Beiträge zu unterstützen, bitten wir, sich zu wenden an die Geschäftsstelle des **Rheinischen Wörterbuchs in Bonn, Poppelsdorfer Allee 25.**

Aus dem Vereinsleben.

Werbeversammlung in Berus am Sonntag, dem 7. März 1926.

Am Sonntag, dem 7. März ds. Jrs., hielt der Vorstand des Vereins für Heimatkunde im Saale des Gasthauses Rospert zu Berus eine Werbeversammlung ab. Dieselbe war aus Berus und den umliegenden Dörfern so zahlreich besucht, daß der geräumige Saal bis zum letzten Plätzchen besetzt war. Herr Bürgermeister Augustin aus Bisten hatte in liebenswürdiger Weise die Einladung zu diesem Heimatabend ergehen lassen, und freudig war man gefolgt. Vorab seis gesagt, daß der ganze Verlauf der Veranstaltung rechte, innige Heimatstimmung atmete. Alles war auf den Heimatgedanken eingestellt und es klappte. Dieses ist nicht zuletzt den beiden Vereinen von Berus — Gesangverein und Musikverein — zuzuschreiben, die in uneigennütziger Weise gleich bereit waren zu helfen. So muß es auch sein, wenn der Heimatgedanke verwirklicht werden soll. Geht es doch um unsere liebe Heimat an der Saar, denn „der Raum, wo du gewachsen bist, den halte hoch und wert: dein Glück und dein Gedeihen ist nur an der Heimat Herd." — Dieser Gedanke war es auch, der den ersten Vortrag des Schriftführers, Herrn Gymnasialoberlehrers Rosenkranz, durchwehte, als er in warmen, herzlichen Worten die vielen Zuhörer begrüßte, ihnen für ihr Erscheinen dankte, und dann über Heimatliebe und Heimatfreude sprach. Den Hauptvortrag hielt dann der Vorsitzende des Vereins, Herr Studienrat Dr. Mailänder, Abriß aus der politischen Geschichte der Saarlandschaft. Redner führte seine aufmerksamen Zuhörer in recht einfacher, verständlicher Weise durch die saarländische Geschichte von den ersten Anfängen bis zur heutigen Zeit. Sehr interessant waren die geschichtlichen Mitteilungen über die Gründung der Kreisstadt Saarlouis, über die Schicksale Wallerfangens und die Bemerkungen über die Bergfeste Berus und Altforweiler. Auch der kirchliche Rückblick unserer Heimat, insbesondere über die saarländischen Klöster, wird allen Zuhörern gefallen haben. Schön vorgetragene Gesangvorträge des Männergesangvereins Berus unter Leitung des Herrn Lehrers Speicher, passende, gut vorgetragene Musikstücke, Deklamationen und Dialektvorträge mit zum Teil humorvollem Inhalt, paßten gut in den Rahmen der ganzen Veranstaltung. Nachdem der Herr Pastor Stadtfeld aus Berus zum Schluß der Feier den Veranstaltern der so schön verlaufenden Heimatfeier gedankt und nochmals den Heimatgedanken gestreift hatte, schloß der Vorsitzende die herrlich verlaufene Versammlung. Spontan setzte dann das Deutschlandlied ein, das von allen mit heller Begeisterung stehend gesungen wurde.

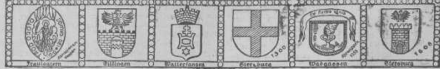
-R-

Schriftleitung: Dr. A. Mailänder u. W. Rosenkranz.
Druck: Saar-Zeitung, A.-G., Saarlouis

Heimat-Blätter von der Saar

für den Kreis Saarlouis und angrenzende Gebiete

Herausgegeben vom Verein für Heimatkunde



Karfreitag.

Von Rudolf Just.

Des bleichen Morgens trüber Frühlichtschein
Spielt um der Dorfkapelle grau' Gemäuer.
Still tropft vom sturmzerkerbten Fensterstein
Die letzte Wut mächtiger Regenschauer.
Die Glocke schweigt. — —
Windsummend geht der Tag durch Friedhofstannen,
Die, ihre breiten Aeste sanft geneigt,
Der Stunde Wehe schmerzensbang umspannen.
Der alte Pfarrer schlürft ins Gotteshaus,
Wo roter Kerzenschein die Andacht hütet.
Da knie'n die Dörfler: Kinder blond und kraus,
Die Männer stark, und Greise pflüggemüdet. —
Vom Altar schwellen Heilandsklagen durch den stillen Raum:
„Was tat ich dir, mein Volk; was hast du mich verlassen,
Du schlugst die Zweige von der reinsten Liebe Baum
Und zerrtest mich entblößet durch den Hohn der Gassen.
Was tat ich dir, mein Volk, daß ich am Kreuz muß blassen!"
Und Reuequalen flehen, lodernd wie Flammenruf:
„Erbarmen, erbarmen, Herr Gott Sabaoth,
Laß' meine Seel' des Todes Nacht nicht schauen!"
Das Kerzlicht zuckt, ein Herz in letzter Not,
Von feuchten Wänden rinnet Grabesgrauen. — —
Im Turmgebälk weint müdgelaufener Wind,
Wie Blutsgetropf fällt Klapperschlag hernieder.
„Erbarmen, Herr! die deine Mörder sind,
Umarmen reuig deine wunden Glieder!"

Der Karfreitags-Vogel.

Von A. Delges.

Nach Golgatha hinauf bewegte sich der traurige Kreuzigungszug, in dem der Sohn Gottes sein Kreuz trug.

Rauh packten die dicken Fäuste der Schergen den wunden und blutenden Gotteskörper an und nagelten ihn ans Kreuz. Mit spöttischen Blicken zogen sie dasselbe hoch und befestigten es mit dicken Holzkeilen.

Bald lag Gottes Sohn im Sterben, und mit ihm trauerte die ganze Natur. Die Erde begann zu zittern, und grelle Blitze glühten am dunklen Nachthimmel. Betäubt warfen sich die römischen Soldaten zu Boden, das Volk schlug an seine sündige Brust und floh zur Stadt.

Nur die Schaar gottesfürchtiger Männer und Jungfrauen trauerten am Kreuze. Die Blätter der Espen, die an jenem Bergabhange standen, begannen zu zittern. Die Weide streckte vor Weh und Ach ihre Aeste zu Boden. Die Blüten des Schwarzdorns färbten sich weiß in jener Todesstunde, bekannten und beteuerten so die Unschuld desjenigen, den harte Menschen ans Kreuz geschlagen haben.

Plötzlich fliegt aus dem nahen Mimosengebüsch ein kleines aschgraues Vöglein auf, zerrt ungeduldig an den scharfkantigen Nägeln, um seinen Schöpfer zu befreien. Aber der schwachen Kraft gelingt es nicht. Traurig fliegt es fort, irrt in allen Weltteilen umher und verkündet durch sein blutbeflecktes Kleid den bitteren Schmerz der Karwoche.

So ist es auch zu uns gekommen, andauernd seinen Standpunkt wechselnd, und verzehrt den Samen des Baumes, aus dessen Stamm das Kreuz seines Schöpfers geschnitten war.

Auch dieses Jahr habe ich die schwatzige Gesellschaft gesehen. Märzschnee lag noch auf den hageren Fichten, die in dem Scheitelpunkt der breiten Schwarzdornhecken standen. Alles erwartete den Frühling. An den glatten Hainbuchenstämmen empor schlängelte sich lispelnder Efeu. Die hin und wieder zerstreuten kleinen Moosteppiche waren an flachem Boden mit einem schmutziggrauen Streifen abgestorbener Blätter eingefaßt.

Lange habe ich die emsige blutrote Schar bewundert, buntprächtig hob sich ihr Gefieder von dem dunklen Tannenkleid ab. Auch das Volk liebt ihn und die Volkslegende gab ihm den Namen „Kreuzschnabel!".

Sein Anblick ruft uns immer wieder die Worte eines frommen Dichters in Erinnerung:

Als der Heiland litt am Kreuze,
Himmelwärts den Blick gewandt,
Fühlt er heimlich sanftes Zucken
An der stahldurchbohrten Hand.

Hier von allen ganz verlassen,
Sieht er eifrig mit Bemühn
An dem einen starken Nagel
Ein barmherzig Vöglein ziehn.

Blutbeträuft und ohne Rasten,
Mit dem Schnabel zart und klein
Möcht den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn befrein.

Und der Heiland spricht in Milde:
„Sei gesegnet für und für!
Trag' das Zeichen dieser Stunde,
Ewig Blut und Kreuzeszier!"

Kreuzesschnabel heißt das Vöglein,
Ganz bedeckt vom Blut, so klar,
Singt es tief im Fichtenwalde
Märchenhaft und wunderbar.

Der hl. Quiriakus an der Saar.

Von Claus Schmauch-Hülzweiler.

Durch die Steinkarrer, Zimmerleute, Steinmetzen und Ziegelbrenner, welche den Bau der ersten christlichen Kirche in Trier vollendeten, schreiten am Morgen des St. Josefstages zwei Männer im Kleide der katholischen Priester. Während der eine mit leuchtenden Augen zu den aufragenden, halbfertigen Mauern und Portalen hinüberschaut, nickt der andere den Steinmetzen und Zimmerleuten freundlich zu, streicht mit den Händen liebkosend über die glatt gehauenen Quadersteine, grüßt den Baumeister mit einem frommen „Deo gratias" und verschwindet mit seinem Begleiter im offenen Portale des ehemaligen Palastes der Kaiserin Helena, auf dessen Fundament die neue Kirche ersteht.

Vor dem Marmortisch, über dessen weißen Steinen das lebensgroße Kreuz des Welterlösers hängt, sinkt der jüngere der beiden Männer auf die Knie, küßt das goldene Kreuz, welches ihm der auf den Altarstufen stehende Bischof entgegenhält — empfängt mit demütig gesenktem Haupt den Segen des Kirchenfürsten und hört dessen Stimme laut und feierlich durch den dachlosen Raum klingen.

„Zieh hin, Quiriakus, mein frommer Freund und Schüler", spricht bewegt der Bischof. „Trag das Zeichen des Evangeliums hinein in das Tal der Saar. Wirf dein Netz zum Fischfang aus. Unser Herr Jesus Christus und die heilige Jungfrau, mögen dein Werk segnen."

Der Mann, welcher diese Worte an den Priester Quiriakus richtet, ist der heilige Maximinius, der fünfte Bischof der heiligen Stadt Trier, Schutzherr und Patron der späteren Abtei St. Maximin.

„Herr, gib mir Kraft und Gnade," betet Quiriakus mit flehender Stimme, empfängt aus den Händen des Bischofs den Leib des Herrn, nimmt unter dem Hämmern der Steinmetze und dem Schreien der Karrer von seinem Lehrer Abschied, küßt noch einmal das goldene Kreuz auf seiner Brust — und verläßt dann mit seinem Meister die halbfertige Kirche.

Während St. Maximinius vor dem Portale mit dem kaiserlichen Baumeister den Bauplan prüft und den eingetroffenen italienischen Marmor besichtigt, geht Quiriakus die Palaststraße hinunter, nickt dem vor dem Palaste des Präfekten auf- und abstampfenden, christlichen Legionär ein stilles „Deo gratias" zu, läßt an einer kleinen Villa den bronzenen Türklopfer hämmern und verschwindet, von einem Diener geleitet, im Innern des Hauses.

Gegen Mittag hält ein plumper Planwagen mit mächtigen Holzrädern und breiten Eisenreifen vor der Villa. Er ist von vier keltischen Männern, die schon vor einigen Jahren den Christenglauben angenommen haben, begleitet. Laut läßt der Fuhrmann den Lederriemen knallen. „Ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid", ruft ihnen der heraustretende Quiriakus zu, läßt den Männern einen Krug voll Wein reichen und gibt ihnen den Auftrag, den Wagen zu beladen.

Vielseitig und eigenartig sind die Gegenstände, welche die Männer unter dem Plandache bergen. Handwerkszeug, Aexte, Hämmer, Meißel und Sägen, volle Weizensäcke, Rauchfleisch, Brot und geräucherte Fische tragen sie hinüber zum Wagen. Einem Ebenholzkästchen entfallen bronzene Nadeln und Flickzeug. Ein dunkler Eichenkasten umschließt Verbandsleinen, geschliffene Pinzetten und Messer. Dazu legt der Diener des Priesters eine kleine, silberne Glocke mit vergoldetem Klöppel und Quiriakus ein kleines Elfenbeinkreuz, ein Geschenk der Kaiserin Helena.

Als die Märzsonne im Süden über den Saarwäldern steht, die Bauleute im Schatten der Steinmauern und Gerüste schlafen, und die reichen Römer und Römerinnen in den Thermen (Bäder) verschwinden, holpert der Wagen des Quiriakus durch das Westtor der Stadt, nimmt auf dem breitausgefahrenen Feldweg, zwischen Weizenfeldern und Weinbergen, die Richtung nach dem Süden, kriecht wie eine Schnecke, langsam und schwerfällig die Saar entlang und verschwindet in den Randwäldern des Hochwaldes, der seine Ausläufer bis in die Nähe Triers vorgeschoben hat.

Hier und da grüßt noch ein römisches Landhaus durch die Weinberge und Waldbäume. Von den Feldern tönen die Treibrufe der keltischen Bauern, welche als Hörige der Römer den Boden der Landherren bestellen. Dann schluckt der Wald das Gefährt auf und wirft seinen dunklen Schatten über Gespann und Menschen.

Uneben und holprig ist der durch den Saarwald führende Weg. Der Wintersturm und die Waldbäche haben tiefe Rinnen gerissen. Knorrige Baumwurzeln stemmen sich den Rädern entgegen. Umgestürzte Waldbäume versperren die Weiterfahrt. Keltenbauern und Holzfäller begegnen dem seltenen Gespann und verfolgen es mit mißtrauischen Blicken. Aber zäh und stetig knarrt der Wagen durch den Wald. Quiriakus selbst greift, wenn es nottut, in die Räder und feuert die Männer an. Endlich lichtet sich der Wald. Der Weg wird fester — und vor den Augen des Reisenden liegt eine Keltensiedlung, wahrscheinlich das heutige Taben.

Dort, wo der Wald seine Nase bis an die Dorfgrenze bohrt und ein lustiges Brünnlein aus dem Felsboden sprudelt, läßt Quiriakus das Gespann halten und die Pferde ausspannen. Mit einem Schutzbrief des Kaisers Konstantin in den Händen, geht er zum Dorfältesten, zeigt ihm das kaiserliche Siegel und bittet ihn für die Nacht um Obdach.

Mit gekrümmtem Rücken und scheuen Augen betrachtete der Aelteste das Zeichen des allmächtigen Kaisers und überläßt Quiriakus die beste Hütte der Siedlung, eine geräumige Lehmhütte, mit einem frisch gedeckten Schilfdach.

„Was willst du bei uns?" fragt tagsdrauf der Aelteste den Priester, und bringt ihm in einer gekneteten Tonschüssel einen Schluck Schafmilch.

„Liebe und Freundschaft", erwiderte Quiriakus, „Liebe und Freundschaft im Namen des Gekreuzigten." Bei diesen Worten hat der Priester das elfenbeinerne Kreuz aus dem Mantel gezogen und hält es dem Kelten vor die altersschwachen Augen.

„Ein durchreisender Kaufmann, welcher unseren Frauen Bronzespangen und uns Männern Lanzenspitzen verkaufte, hat uns einmal von dem da erzählt," erwiderte der Alte mit einem scheuen Blick auf den Leib des Heilandes. „Abends, als die Seelen der Toten in den Lüften seufzten und stöhnten, in den zwölf heiligen Nächten nach der Wintersonnenwende, saß er bei uns am düster flackernden Herdfeuer und nannte ihn den Gott der Armen und Sklaven. In einem Schafstall soll er um die Wintersonnenwende geboren worden sein," erzählte der Händler, „um die Armen aus der Knechtschaft zu erlösen."

Ueber das Gesicht des Priesters ist bei diesen Worten des Alten ein Leuchten gehuscht. „O, Herr, laß mich das Samenkorn nicht vergeblich in das Herz des armen Volkes werfen," bittet er inbrünstig, bittet den Aeltesten, die Männer und Töchter des Dorfes zusammen zu rufen, geht zur Holz-

es gekommen, daß er in den zwei Nächten kaum „ein Auge zugekriegt hatte". Doch wollte er bei dem „Hammelessen", das die Kirmesbuben am letzten Tage nochmal vereinigte, nicht fehlen. Und wie es da so kommen kann, so ging es auch dem Peter. Er schaute ein wenig oft ins Glas hinein, und bald wurde ihm der Kopf schwer. Trotz der heiteren Gesellschaft übermannte ihn der Schlaf. Die Kameraden ließen ihn gewähren. Auf einmal nickte Peter so kräftig, daß er davon erwachte. „Eich packen mich nimme", sagte er, „eich muß mol 'n bißchen frisch' Luft schnappen geh'n." Dabei erhob er sich und ging hinaus in den Garten hinter dem Wirtshause. Es fing bereits an zu dunkeln. Schlaftrunken und vom Bier- und Tabakdunst bedufelt, setzte sich Peter auf die unterste Stufe der Gartentreppe hin. Schon nach ein paar Augenblicken umklammerte ihn auch hier der Schlaf. Inzwischen wurde es immer finsterer. Auf einmal, es mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein, erwachte der Schläfer, aber es war in seinem Kopfe ebenso dunkel wie um ihn herum. Er wußte nicht, wo er sich befand und kannte doch sonst jeden Fußbreit des Gartens seiner Patin. So torkelte er vor sich hin und verlor vollends die Richtung zum Hause hin. Ahnungslos tappte er dem Abgrunde und damit der Todesgefahr entgegen. Gütiger Schutzengel, halte deine Hand über den Burschen, der sich heute zwar ein wenig vergessen, aber sonst doch eine ehrliche, brave Seele ist! Peter schwankt noch einen Schritt vorwärts, — und — o Herr, hab Erbarmen! — er stürzt vornüber hinab.

Ein dichtes Efeugebüsch, das ziemlich weit aus der alten Mauer verwucherte, wurde dem Stürzenden zum Glücke. Indem es den Fall brach, war es gleichzeitig Ursache, daß der Unglückliche sich nochmals überschlug und auf die Füße fiel. Dies bewahrte Peter vor dem Bruche des Genicks. Ich sah am andern Tage noch die tiefen Fußtapfen und die Mulde des Sitztells in dem weichen Boden, aus dem wir erst in den letzten Tagen die Kartoffeln ausgemacht hatten. Vom Falle betäubt blieb Peter liegen. Nach einigen Augenblicken aber empfand er, daß er einen schweren Fall getan haben mußte. Ihm schwirrte es im Kopfe, und es taten ihm alle Glieder weh. Zur vollen Besinnung aber kam er noch nicht. Er raffte sich nach einer Weile auf und taumelte wieder einige Schritte vorwärts, wohin, das wußte er nicht. Da! Er hat den Boden unter den Füßen verloren und stürzt von der Gartenterrasse hinunter ein zweites Mal in die Tiefe. Wieder wurde der etwa 6 Meter hohe Fall durch wildes Gebüsch, das am Abhange wurzelte, gebrochen; wieder hatte des Herrn schützende Hand den Fallenden so gelenkt, daß er nicht mit dem Kopfe auf den unten etwas vorstehenden Felsen aufschlug, sonst war es um ihn geschehen.

Ohnmächtig blieb Peter liegen, wie lange, das wußte er nicht. Man wunderte sich allgemein, daß er nach dem zweimaligen Absturze noch lebte. Auf einmal aber merkte Peter, daß er noch lebe; das sagte ihm das Weh in Kopf und Leib, in Arm und Bein. Je mehr ihm aber die natürliche Kraft des Körpers wiederkehrte, desto mehr begann es auch im Kopfe zu dämmern, und ein Gefühl der Angst bemächtigte sich seiner. Soviel Ueberlegung hatte er aber noch nicht, daß er gedacht hätte, verhalte dich still, denn der Mond muß bald aufgehen, und dann kannst du dich schon zurecht finden. Also kroch der Unglückliche auf Händen und Füßen vorwärts, um noch einen dritten Sturz, diesmal aber nur 1 Meter hoch, zu vollführen. Nach den zwei wohlgelungenen Vorübungen „von hoher Warte aus" wird es uns nicht wundern, zu hören, daß auch dies „kleine Erlebnis" glücklich verlief. Peter fiel auf einen schmalen Bergpfad, der sich unter dem niederen Felsen hinwand und durch die Obst- und Grasgärten, die an Stelle der alten Grafenwingert heute den steilen Abhang so herrlich grün kleiden, führt. Das Fleisch war ihm „los von allen Knochen"; er hatte keine Stelle am ganzen Leibe, die ihm nicht empfindlich weh getan hätte. Aber ein Beruser und vor allen Dingen ein zäher Bergmann kann viel vertragen. Peter jammerte und stöhnte also nicht; er verbiß den Schmerz und verhielt sich vorläufig ruhig. Dann richtete er sich auf und setzte sich hin. Es war ihm wenigstens kein Glied gebrochen. In seinem Kopfe wurde es immer klarer, und nun fing er bereits an zu überlegen: „Wo bin ich denn? Wat is mit mir geschift? Lewen ich noch, odder bin ich dod?" Die Schmerzen überzeugten ihn vollends, daß er noch lebe. Noch saß er auf dem Pfade und verhielt sich ruhig, damit er nicht den steilen Abhang hinunterkollere. „Aha! Lo kommt jo der Mond raus iwer'm Friedrichweiler Wald! Weil, Peter, wärscht de dich ball zerecht finnen! Ebbä, hann mer noch 'n bißchen Gedold!" Und der Mond der ihm so manchesmal den Weg von und zu der Grube erhellt, und dem er so manchesmal „Guter Mond, du gehst so stille" gesungen hatte, leuchtete dem unfreiwilligen Nachtwandler.

Als richtiger Beruser Junge kannte der Wahnersch Peter alle Wege am Berge wie sein Einmaleins und in dem schwachen Glanze der Himmelslaterne konnte der arme Tropf, dessen Kopf immer heller wurde, sich rasch zurechtfinden. Entschlossen richtete er sich auf, verbiß den Schmerz und war, als er in die Höhe blickte und nun die Gefahr, die er so glücklich überstanden, erst recht erkannte, froh, daß er nicht Hals und Beine gebrochen hatte, nicht zerschmettert liegen geblieben war. „Gott sei Low un Dank, der mich gerett' hat!" sagte er, und damit tappte er dem schmalen Fußpfade nach, der in der Dunkelheit wegen seiner vielen Abrutschungen und Auswaschungen und wegen eines leicht möglichen Fehltrittes an dem steilen Berg noch allerhand Gefahr bot für einen, der noch nicht ganz fest auf den Beinen war. Durch die Grafenwingert hindurch, am „Schulerchen" seinem Steinbruch vorbei kam er endlich an der „Burgspitz" wieder auf guten Weg und gelangte so bald ins Dorf und in das Wirtshaus zurück. Zunächst ging er in die Küche zur Wirtin, die seine Patin war, und setzte sich auf einen Stuhl, denn es war ihm doch gar nicht wohl zumute. Er bat also um einen guten Kaffee und wollte eben sein Abenteuer erzählen, als er plötzlich blaß wurde und ohnmächtig hinfiel. Jedenfalls tat ihm die Küchenwärme in der Aufregung nach dem Erlebten nicht gut. Die sorgsame Wirtin, der der Pate noch nicht den Sachverhalt hatte erzählen können, half ihm rasch mit etwas frischem Wasser an dem offenen Fenster aus seiner „Schwäche", gab ihm etwas Kaffee und schaffte ihn heim. Bald schlief Peter in seinem gewohnten Bette und wurde erst am anderen Morgen wieder wach. Rausch und Sturz waren verschlafen. Ihm dämmerte die ganze Begebenheit nun durch den Kopf. Als er sein Abenteuer erzählte, ging's rasch durchs ganze Dorf. Bei uns Buben war der Wahnerschpeter, von dem wir alle wußten, daß er vor zwei Jahren „Vorreiter" bei den Husaren war, nun erst recht ein angestaunter Held. Natürlich mußten wir uns an Ort und Stelle überzeugen und dabei sehen, wie es gegangen sein mußte. Wir sahen die geknickten Stauden an den beiden hohen Abhängen, sahen die Löcher in den beiden Kartoffelbeeten und konnten uns nicht genug verwundern, daß der Peter nicht dreimal tot geblieben ist.

Der Kirmessturz war ohne sichtliche Folgen geblieben. Aber Peter ruht doch schon lange in kühler Erde, und vielleicht mögen die Leute recht haben, die behaupten, sein früher Tod stände doch in Beziehung zu dem Absturze.

Werbt
für die
Heimatblätter

außer der gewöhnlichen Sitzungsordnung zusammen unter dem Vorsitz des Herrn Bürgermeisters, M. Nikolaus Scherer; die Mitglieder: Johann Scholtes, Karl Keßler, Johann Maire, Johann Schuhmacher, Johann Kiefer und Johann Groß waren anwesend. Der Vorsitzende schickte der Beratung voraus, daß der Grund des Zusammentritts der sei, die Begutachtung abzugeben, über die Bittschrift, die der Kultivateur des Wilscheiderhofes, Peter Gergen, an den Herrn Souspräfekten gerichtet habe, mit dem Ziele, das Bürgerrecht in der Gemeinde Honzrath zu erhalten und die gleichen Vorteile unserer Bürgerschaft zu genießen. Ferner sollten sie Kenntnis nehmen von den Gründen, die seiner Zulassung entgegen ständen.

Der Maire sagte gleichzeitig, daß er dem Rat weder die Bittschrift besagten Gergens, noch die Beurteilung durch den Präfekten schriftlich vorlegen könne (donner lecture) weil der Gergen ihm einerseits nichts gelassen habe, auf daß er (der Rat) Kenntnis nehmen könne, daß er aber anderseits nur wörtlich wisse, daß er (der Maire) den Gemeinderat einberufen müsse, damit der seine Meinung kundgebe, obgleich er nicht die Bittschrift habe lesen können, und daß Gergen ihm durchaus nicht einmal das Schriftstück überlassen habe, damit er (der Maire) es von jemanden, der französisch könne, habe lesen lassen können. Die Ratsmitglieder haben einmütig erklärt, fraglichen Gergen nicht das Gemeindebürgerrecht zusprechen zu können.

1. Weil jener einen Teilbann (abgeteilt) besitze, auf dem er nicht die Weide irgend einer Gemeindeherde von Honzrath zulasse und er in nichts an den Lasten der Gemeinde teil habe.

2. Im Anfang des Krieges war die Gemeinde Honzrath aufs äußerste angespannt durch Requisition und Einquartierung, selbst feindlicher Truppen, ohne daß der Vater des genannten Gergen jemals gewillt hat zur Erleichterung der Lasten beizutragen, indem er sagte, daß der Wilscheiderhof, wo er wohnte, nicht zur Gemeinde Honzrath gehöre, daß er seinen abgeteilten Bann habe und daher nichts mit den Lasten der Gemeinde Honzrath zu tun habe.

3. Weil derselbe Gergen bereits vor Jahren eine Bittschrift an die Präfektur gerichtet habe, um das Bürgerrecht in der Gemeinde zu bekommen, wobei ihm aber zur Antwort geworden wäre, daß, falls er nicht anerkennen wolle, zukünftig an die Kommunallasten gebunden zu sein, so sind Zahlung des Hirtengehalts, Reparaturen am Hirtenhaus, Reparaturen von Brücken und Stegen und alle andern Belastungen, welche auch immer es seien, könne er auch nicht das Gemeinderecht zu Honzrath eingeräumt erhalten. Diese Entscheidung des Präfekten habe jener in Händen, wolle sie aber nicht zeigen, was er sicherlich täte, wenn sie zu seinen Gunsten laute.

4. Weil die Gemeinde Schulden hatte, besonders durch Kauf von Kirchenschmuck vor der Revolution, welche die Bürger mit ihren eigenen Hellern bezahlt haben, damals als diese Schulden noch bestanden, hat der Peter Gergen nicht gebeten, in die Zahl der Bürger aufgenommen zu werden. Aber weil er heute nichts als Profit in der Gemeinde sieht, erhebt er Anspruch auf Zulassung. Gemacht, beraten und beschlossen in der außerordentlichen Sitzung zu Honzerath, Jahr und Tag wie oben und Bürgermeister und Ratsmitglieder haben nach Vorlesung durch einen Dolmetscher unterzeichnet." Am Schlusse der Urkunde beglaubigt der Bürgermeister die Abschrift mit dem Stempel des gekrönten napoleonischen Adlers. (Maire de Honzrath Moselle.)

Nun trat das Schreiben mit angefügtem Beschluß wieder den Weg nach Diedenhofen zum Unterpräfekten an; auf Grund der Stellungnahme des Gemeinderats kam der Souspräfekt zu dem Urteil, daß der Wilscheiderhof infolge des Standes der Dinge nicht zur Gemeinde Honzrath gehöre, als lediglich verwaltungstechnisch (n' appartient a la mairie, que sous son rapport de l' administration qu' on observe encore) weshalb er die Sache ablehnend nach Metz zur letzten Entscheidung durch den Präfekten des Departements übersandte. Eine „Arrete du Prefekt du Departement de la Moselle, Commandeur de la Legion d' honneur, Baron de l' Empire" mit leuchtendem napoleonischen Staatswappen auf dem Kopfe brachte am 24.8.1811 die Entscheidung des Präfekten. Sie stützte sich vor allem auf die Erklärung des Gemeinderats und entsprach derjenigen des Souspräfekten. Vor allen Dingen geißelt diese Entscheidungsschrift das unerhörte Verbrechen des Bittstellers, „daß sein Vater sich geweigert habe, die von den (eh) ruhmgekrönten französischen Truppen auferlegten Requisitions- und Quartierlasten zu tragen, und sie stellt noch nachträglich fest, daß der Vater Gergens nicht zur Verweigerung berechtigt gewesen sei, da diese Kriegslasten „administrativ" gewesen seien. Die Entscheidung lautet: 1. Vorliegendes Gesuch wird abgelehnt.

2. Der Bittsteller wird gehalten werden, sich den administrativen Lasten der Mairie von Honzradt wie die andern Bürger zu unterziehen. Diese Lasten sind vor allem Einquartierung und Futterlieferung für Truppen sowie Requisitionen usw., und für das Tragen derselben können dem Bittsteller nicht einmal besondere Rechte in der Gemeinde eingeräumt werden.

3. Eine Ausführung dieser Verfügung wird dem Herrn Souspräfekten zugestellt werden, damit er dem Bürgermeister von Honzradt sowie dem Bittsteller die Entscheidung wissen läßt.

Getätigt im „Hotel de la prefecture" zu Metz.

gez.: Vaublanc."

Eigenartig ist immerhin, daß jemand verpflichtet wird, die „administrativen" (das Departement betreffenden) schweren Lasten zu tragen, ohne daß ihm die Gemeinderechte eingeräumt werden; denn die ganzen rechtlichen Vorteile des Staatsbürgers basieren doch in der Gemeinde, andere, weitergreifende Rechte benötigt der gemeine Mann überhaupt nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Friedhofe in Berus.

Von Joh. Zillgen-Bitburg

Hier lenk ich oft die Schritte hin,
Wenn mir das Herz ist trüb.
Wenn gern für mich allein ich bin:
Mir ist der Friedhof lieb.

Hier fühlt man Gottes Odem wehn
Trotz Tod und Grabeshauch;
Für alle gibt's ein Auferstehn
Und Wiedersehen auch.

Hier ruhen längst im stillen Grab
Mir Vater, Mutter, beid,
Und mancher Freund, mit dem ich hab
Gespielt in Kinderzeit.

Heut steh' ich hier mit grauem Haar,
Wie oft wird's wohl noch sein!? —
O wär's doch wieder, wie es war
Im Jugendsonnenschein!

Wer weiß, wann meine Stunde schlägt,
Wann mich der Herr heißt gehn,
Wohin man mich zu Grabe trägt,
Und wo mein Grab wird stehn!?

Ein Kirmessturz.

Der schmale Bergrücken, auf dem mein Geburtsort Berus liegt, fällt nach drei Seiten steil in die Ebene ab. Auf der Südseite befindet sich auf der Strecke vom alten Schloßgarten an bis zur Kirche ein besonders schroffer Abhang, und hier fällt am meisten auf die etwa 15 Meter hohe Wand, die halb aus Felsen, halb aus Mauerwerk besteht und von der siebten Terrasse unseres Gartens senkrecht aufsteigt. Oben liegt, mit einem schönen Rundblick über die Gegend, der Garten einer Wirtschaft. An dieser Stelle trug sich die Begebenheit zu, die ich nachfolgend erzähle.

Der „Wahnerschpeter" (sein Großvater war Wagner gewesen) hatte tüchtig Kirmes gefeiert und keinen Tanz versäumt, denn dies war er den Mädchen schuldig, deren Auge mit Wohlgefallen auf dem schmucken Burschen ruhte. So war

hütte und läßt den Klang der silbernen Glocke über die Siedlung locken und jubeln.

Als das Klingen und Tönen des Glöckleins immer lauter und fordernder über die Gegend schallt und wie eine frohe Verheißung das Brausen des Waldwindes und das Gebell der Hunde übertönt, eilen die Siedler herbei, stehen schweigend vor dem aufgerichteten Kreuz und warten auf die Worte des Priesters.

Von großer Sündenschuld im Paradiese und dem Erlösungstod des Heilandes, von der Liebe Gottes zu den Menschen, vom Kindlein im Stalle, das für die Armen und Gedrückten auf die Welt gekommen ist, erzählt der Mund des fremden Mannes. „Vor dem Welterlöser gibt es keine hörigen Knechte und Sklaven," ruft er den gedrückten Bauern zu. „Und der Herrgott rührt mit zarter Hand an den Herzen der Heiden, läßt den Samen auf fruchtbaren Boden fallen und segnet die Mission seines Priesters." Als Quirikus geendet hat, sieht er in den Augen der Heiden ein dankbares Leuchten. „Kommt zu mir, klagt mir euer Leid und euren Kummer," lädt er sie lieblich ein, formt über ihre Köpfe das Zeichen Christi und geht mit ihnen ins Dorf, um mit kundiger Hand die Wunden und Schmerzen der Kranken zu untersuchen.

Sein Herz krampft sich ihm zusammen beim Anblick des vielen Elendes, welches ihm von den Strohhütten der Kranken entgegenstarrt. Sklavenarbeit, Hunger und Schmutz, haben viele der armen Menschen entkräftet. Dicke Blutbeulen, von den Peitschen der Aufseher geschlagen, sind Zeichen der harten Behandlung durch die Römer. Aus allen Winkeln grinst das Elend eines rechtlosen Volkes, dem der harte Römer Land und Scholle nahm. In schmutzigen Lumpen schreien ihm kranke Kinder entgegen. Ausgemergelte Greise und Frauen bitten um einen Schluck Wein. Bettler, und mit ansteckenden Hautkrankheiten behaftete Kranke, strecken ihm ihre zitternden Hände entgegen. Ueberall lindert der heilige Quirikus die Not — und der Herrgott segnet die Kunst seiner Hände und läßt viele der Kranken genesen.

Als Quirikus nach wenigen Wochen die Dorfbewohner bittet, ihm beim Bau eines kleinen Bethauses zu helfen, findet er keine tauben Ohren.

„Er ist ein anderer, als die unbarmherzigen Römer." — „Der neue Gott hat seinen Händen Wunderkraft verliehen," raunen sich die Leute zu, eilen nach der harten Fronarbeit auf den Gütern der Landherren, zur Lehmhütte des Heiligen, fällen Bäume im Walde, schleppen Lehm herbei, graben Löcher in die Erde — und bauen aus Baumstämmen, Lehm, Stroh und Moos das erste Gotteshaus am Ufer der Saar.

Bis zum Ende seines Lebens wirkt Quirikus unter den armen Hörigen, und macht sie nach und nach zu Anhängern Christi. Wenn sein silbernes Glöcklein an den Sonntagen über die Wälder und Fluren lockt, wartete der Druide umsonst am Opferstein, ballte die Faust und bat seinen Gott Teutates, den fremden Zauberer zu vernichten.

Christus aber segnete das Werk seines Jüngers und trieb immer mehr Fische in das ausgeworfene Netz seines Glaubens. Als Quirikus starb, war die untere Saar dem Christentum erschlossen. Seine Freunde begruben ihn in der neu errichteten Kirche zu Trier. Später wurden seine Gebeine in der Tabener Kirche beigesetzt. Dem heiligen Quirikus sind die Kirchen in Taben, Mechern und Merzig geweiht. Die Geschichte nennt ihn „den Apostel der Saar".

Die Reformation klopft an.

Hat es drum einen Wert, um diese unleugbaren Tatsachen ängstlich und scheu herumzugehen, aus Furcht, darüber zu stolpern, oder hat es etwa Sinn, die Selbsterkenntnis wieder feige aus dem Weg zu räumen und mit Brutalität und Rücksichtslosigkeit, aussichtslos, die eigne Schuld verleugnend, einen ungerechten Kampf im eigenen Lager zu entfachen und so die Gläubigen selbst durch schwächliche Torheit den Abtrünnigen in das ausgeworfene Netz zu jagen? Nein, sinnlose Zeit- und Kraftvergeudung sind alle Mahnungen und Drohungen, die uns ein Seelsorgerherz befehlen möchte unter diesen Umständen. Wir kommen an der Reform unseres Führergeistes nicht vorbei, wollen wir die breit um sich greifende Irrlehre eindämmen, die sich so zäh an die, bei ihr allerdings nebensächlichen Reformideen klammert, wohlbewußt, daß der, wenngleich weit übertriebene Hinweis auf unsere tatsächlichen und offensichtlichen Mißstände ein zugkräftiges Täuschungsgift für schlechtbelehrte Seelen ist. Haben wir also den Mut, bei uns selbst und rund um uns bei Reformation des geistlichen Lebens zu beginnen. Möge mich niemand fahrlässiger oder boshafter Weise mißverstehen; denn Brüder, euer Prior ist kein Abtrünniger. Er konnte nur nicht die heilige Erkenntnis der Ursache unseres größten Zeitübels ertragen, ohne zu dem Entschluß zu kommen, alle Kräfte einzusetzen zur größeren Ehre Gottes, das Uebel zu bekämpfen, selbst wenn der Kampf das eigene Fleisch müßte treffen. Männer such ich drum um mich zu sammeln, glaubensfeste, opferstarke Männer, die mit zum Kampfe ziehen, gegen die der Kirche Christi unwürdige Teilgewalt der Hölle, gegen den Mammonismus, die Habgier, die uns Menschen gegeneinanderpeitscht, wie hirnlose Raubtiere. Vor allem müssen wir den Priester- und Ordensstand von diesem ätzenden Gift befreien. Beginnen wir an uns selbst, und zwar nicht mit leeren Worten, sondern mit Taten, mit mutigen, neuzeitlichen Taten, die als Morgenröte einer Grundumwandlung der Zeit erscheinen können. Machen wir kühn den ersten Schritt, und der zweite wird uns leichter fallen, und der letzte wird zum Tempel eines vollen Erfolges führen. Gestattet mir, einen praktischen Wink zu geben. Brüder, die Ernte hat auf unserer Meierei im Uebermaße Frucht gezeitigt, die Vorratsräume allerbestens anzufüllen. Selbst für ganzjährige Vollbewohnung der Abtei reicht unser Vorrat bis zur nächsten Ernte vollauf aus. Es fehlt uns also nichts, und unser Säckel ist auch noch wohl angefüllt. Was hindert uns also daran, dem vielgeplagten Bauernvolk für dieses Jahr einmal den ganzen Zehnten zu erlassen, zumal wir ihn ja doch nicht unterbringen und des Bauern Geldkatz leer ist, daß er uns in geprägtem Silber doch keine Gegenleistung machen könnte" — — Diese letzten Worte des Priors hatten die Lunte ins Pulverfaß geschleudert. — „Oho, welch verrückte Anmaßung des Priors". „Er ist ein Abtrünniger und dazu ein Volksaufwiegler, — ein Verräter am Gemeinschaftsleben". Wirr flogen laute Anschuldigungen durcheinander. „— — und dazu ein Lügner und ein Heuchler. Er selber ist die Judasseele, von der seine vorwitzige Zunge eben plapperte", so plärrte wieder die schmalzige Fistelstimme des erbosten Bruders Pankrazius wohlvernehmlich aus dem wilden Aufruhr hervor. „Hinaus mit dem Verräter, dem Abtrünnigen! Wir dulden ihn nicht länger mehr in unserer Mitte, den scheinheiligen Prior, der uns alle mit seiner unbeherrschten Rede besudelt und verachtet. Er kennt keinen Gehorsam mehr, der hochnäsige Adelssproß! Was liegt dem am Gelübde! Der Abt muß ihn ausstoßen! Der Schamlose hat hochmütig unsern ganzen Stand, hat unser Priestertum verhöhnt! Andern will er seinen unrühmlichen Namen geben, der Ehrabschneider! Hinaus mit ihm, hinaus, hinaus, hinaus . . . ! Ein fiebernder Knäuel drängte die hohe, alles überragende Gestalt des Priors zur Saaltüre hin. Am vordersten wütete der plattköpfige Pankratius. Aber dessen Löwenmut schien schon im Augenblick zu brechen, als das Flackern seines kleinen, unruhigen Augenpaares den stolzen, klaren, unbehinderten Blick des Angefeindeten kreuzte. Unsicher mit zugeschnürter, heiserer Kehle, bei gewaltsam aufgezwungener Kälte, die es nicht verhindern konnte, daß ihm dennoch das Blut kennzeichnend heiß bis in die Ohren stieg, schrie er so laut, wie um sich selbst zu suggerieren: „Fort, fort, hinaus, Verleumder, der du deine Mitbrüder frivolster Schlechtigkeit bezichtigst", und öffnete schon siegessicher den einen Flügel, ihn hinauszudrängen. — Aber unantastbar, fest wie eine Marmorsäule, blieb der starke Prior in der breiten Nische stehen, und sein Blick verriet nicht Zorn und nicht Triumph und nicht Verdammung, als er in ruhiger, und schonender, aber doch bestimmter Form, dem Konfrator frei ins Auge sehend, antworten mußte: „Ja, Bruder Pankraz, die vom Pfeil getroffene Meute schreit." Das übermütige Gebaren des Angere-

deien schien schon bei diesen Worten mit einem Schlag gedämpft zu sein. „Deinem eigenen Drange folgend, ärmster Bruder, muß ich doch und feierlich erklären, daß ich keinen meiner lieben Mitbrüder hier böser Tat bezichtige, als dich, gegen den ich den Beweis zu jeder Stunde führe. Ja, du, Törichter, du bist der Judas hier in unserer Mitte, der den Herrn verriet! — Du widersprichst!? — Warum erbleicht dein neidisch-finstres Angesicht, wo ich als Kläger vor dem Gesamtkapitulum nun vor dir stehe? Wo ist die schattenfreie Stirne, die deine Unschuld widerspiegelt? Was brauch ich da noch Zeugen, die die Hand zum Schwur vor dem Herrn erheben!" — Mäuschenstill war es geworden. — Dem angeklagten Mönch schlotterten die Knie und die Verzweiflung perlte heiße Tropfen Schweißes auf seiner faltigen, fettgepolsterten Stirne. Wie hilfesuchend haftete sein Blick von einem Mitbruder zum andern, doch nirgends schien anfeuerndes Verständnis mehr zu winken. Nur der Abt starrte den ausfälligen Prior mit unbeugsamer Richtermiene an. An diesen klammerte sich daher der Hilferuf des bloßgestellten Ordensmannes. „Ehrwürdiger Vater", stammelte er mit fast erstickender Stimme hervor, „er ist ein Lügner, alles was er sagt, ist Lüge, ist Verleumdung." In diesem Augenblicke erst sprang Bruder Norbert aus der Residenz von seinem rundlehnigen Sessel auf: „Nein, Mönche, euer Prior lügt nicht, wie sein frecher, feiger Gegner. Er sprach die volle Wahrheit! Dessen stell ich mich selbst als Zeuge." Mit höhnischem Triumph hatte der Saarbrücker des Priors Klage so verstärkt und wie schützend hatte er sich vor den ihn um Hauptesläne überragenden Prior gestellt. „Ich bitte den Abt seiner Hausoberenpflicht zu genügen und Gerichtzusitzen über die Angelegenheit", rief er in herausforderndem Tone dem völlig überraschten Abte zu. „Ich selber will Beweis erbringen für die Wahrheit dessen, was der Prior dem Bruder Pankraz vorgehalten, und den, der sich erkühnt, dem Prior nur ein Haar zu krümmen, werde ich in unsers Fürsten schwarze Liste setzen lassen, daß er des Landes verwiesen wird." — Da bot der Abt mit dem plärrenden Tischklopfer Ruhe. Alle begaben sich auf ihre Plätze. Nur der Prior blieb trotz allen Zuredens des Saarbrückers in der Nische.

(Fortsetzung folgt.)

Der Frühling in der Heimat.

Von Joka.

Es mag eines beschaulichen Verweilens bedürfen für uns Menschen der Industrie, des täglichen Erwerbs zwischen engen Mauern inmitten des Heulens der Transmissionen, des Kreischens der Zahnräder, des Aufenthalts in verqualmten Bierstuben und wo sonst wir zur Wahrung unserer Interessen zusammen kommen, das Erwachen des Frühlings überhaupt zu bemerken, auf dieses große Ereignis die Revolution in der Natur überhaupt aufmerksam zu werden. Das blaue Band, das der Frühling durch die Lüfte flattern läßt, nur zu oft geht es unter in dem Rauch der Fabrikschlote, die uns die Aussicht unseres Fensters verdunkeln oder in den dickleibigen Folianten, die unser ganzes Empfinden grausam gefangen nehmen.

Ich will dich führen, freundlicher Leser dieser Zeilen, hinaus in die frühlinghoble Natur, auf unsere segenspendenden Felder, unsere lieben Wälder und dir zeigen, daß wir in unserer Heimat eine Perle landschaftlicher Schönheit besitzen, die den Vergleich mit vielen landschaftlichen Eldorados sehr gut aushält. Du wirst sehen, daß unsere Landschaft in ganz hervorragender Weise unsern Charakter, der ernst und streng unsern Lebensgewohnheiten entspricht, widerspiegelt. Du brauchst nichts, nur mußt du dich vom Ballast des Alltags frei machen, deine Seele gläubig stimmen und die Allmacht Gottes in der Natur bekennen. Du mußt zu Hause lassen, all deine wirtschaftlichen Sorgen, deine geschäftlichen Nöte, mußt dich frei machen von politischen Gedankenzyklen und kleinlichen Erdenbeschwerden.

Dann wollen wir ausziehen, den Knotenstock in der Hand, hochschäftige derbe Stiefel an den Füßen, den Kopf unbedeckt und den Hals von dem Kragen, dem Zeichen der Zivilisation, frei.

Bald stehen wir an der Wallersanger Eng'. Träge und schwer, nur ab und zu von gefahrdrohendem Wirbel unterbrochen, ziehen die Wellen zu Tal. Schmutzig grau sind sie, gleich den Steinen, die die historische Stelle schon Hunderte von Jahren bedecken. Wohl nur von feinen Schleiern verhüllt, spiegeln sich die hohen Tannen und schlankschäftigen Buchen in dem Wasser. Ein mildes, freudiges Raunen kommt aus der Tiefe: „Der Lenz ist angekommen! Habt ihr es schon vernommen?" so fragt es mahnend. „Wir haben es vernommen, wir sehen es an den grünenden Spitzen, die ihr Köpfchen an der Landzunge der Primsmündung emporheben, wir sehen es an den hellgrünen Streifen, die die Wässerlein beranden, die sich ihren kurzen Weg zur Saar bahnen. Wir hören auch das Jubilieren der Lerchen, die dort mit freudigem Lob sich ihrem Schöpfer entgegen winden. Wir fühlen es an den geheimnisvollen Zweigen der Sträucher, die schwer von Leben duften und in den gesprengten Knospen kostbares Besitztum, göttliches Leben, tragen.

Wir beginnen den Aufstieg. Wie raschelt es hier im Laube, wo die Schwarzamsel in eiligem Laufschritt davoneilt, wo das Eichhörnchen in toller Lustigkeit von Baum zu Baum entflieht, hier ein Männchen schlagend, dort einen Buchenkern erhascht und ihn gewandt benagt. Aber uns jauchzet der Fink sein Lied vom erwachenden Leben, fernab im Tale läuten die Glocken in die friedliche Morgenstille, an einer Lichtung machen wir halt. Vor uns die lange Schleife der Saar, sonst leblos und nur vom einsamen Fährmann aufgerührt. Dahinter ein freundliches Dörfchen, belebte Felder, in denen der Landmann den Samen der Erde übergibt, und noch weiter, den Horizont unterbrechend, die gewaltigen dräuenden Hochbauten der Hütte, in Flammenschein und Ruß und Nebel gehüllt. Ein stiller verklärender Friede liegt über Wasser und Dorf, über der Kirche und dem Hüttenwerk, gezaubert von dem milden Strahl der Sonne, alles verklärend.

Der Abstieg wird begonnen. Ueber Sandbänke, Moosteppiche hinweg erreichen wir das Tal, mit schwielígen Fäusten bewegt der Bootsmann die Fähre, die von den Wassern umspült wird, dann fassen wir festen Fuß auf Wiesenland, dessen helles Grün von Margareten und Sternlein durchbrochen wird. Gärten tauchen vor uns auf, wo Frühlingsblumen ihren Flor in reichem Farbenspiel entfalten. Häuser, deren Fenster belebt sind mit prächtigen Topfblumen, dann befinden wir uns auf der staubigen Landstraße, wo der Frühling nicht wahrzunehmen ist. Bald nimmt uns wieder der schützende Wald auf, dem ein weiter stiller Abhang vorgelagert ist, von Heidekraut und Binsengräsern dicht bewachsen, nur von einzelnen langnadligen Kiefern in der stillen Einsamkeit unterbrochen. Wir befinden uns auf der Pachtener Heide, fernab vom Getriebe der Industrie, ganz allein mit uns, der Natur und ihrem Schöpfer. Am Rande des Waldes, an der Talsohle, fließt ein kleines Wässerlein über hellen Sand und buntgewürfelte Kieselsteine. An vielen Stellen bröckelt der Ackergrund ab und trübt das Wasser. Eine Unzahl Dohlen belebt das Ufer; sie feiern Rabenhochzeit, wie der Volksmund sagt.

Still und ruhig liegt die trostlose Anhöhe. An den feuchten Stellen tummeln sich die Scharen von Fliegen in der Mittagssonne, an der einsamen Kiefer singt der Fink, vertraulich seine Gefährtin suchend. Erika, die sanfte Heideblume, bereitet uns mit den halbverblühten Blumen ein ruhsames Lager. Wohlig durchströmt es die Glieder, wenn man Platz nimmt auf dem grünen Teppich. Dann kann man die Heimat erleben, wenn man die Augen über den stahlblauen Himmel gleiten lassen kann, wenn man das Rascheln des kleinen Getiers im Buschwerk versteht, die volle Melodie des Wässerleins in sich aufnimmt und dem herzinnigen Gesang der Vögel lauscht.

„O Heimat wie bist du so schön", ruft der Poet entzückt aus, nach einem solchen Gang; der stille Beschauer, der für einen Tag nur dem Alltag entflohen, geht mit gehobener

Daheim in Berus.

Von Joh. Zillgen-Bitburg.

Wohl hab' ich gesehen an Mosel und Rhein
Viel' Berge und Burgen und Felsgestein;
Hab' Länder durchwandert und Städte geschaut,
Doch fand ich es nirgends so schön und so traut
Wie daheim.
Hab' Freunde gefunden und Freuden auch viel
Beim Becher, beim Lied und beim Saitenspiel;
Hab' draußen gelauschet manch freundlichem Wort,
Doch klang so kein Gruß mir an fremdem Ort
Wie daheim.
Drum denke ich oft an die Heimat zurück,
Ans Elternhaus mein, an der Kindheit Glück:
Hör' heimische Laute dann, Gruß und Willkomm;
Hör' mahnen die Glocken die Beter fromm
Daheim.
O, sei mir gegrüßet, du sonnige Höh',
Du Ziel meiner Sehnsucht, wo immer ich geh'!
Dir wahr' ich die Treue so fürder wie heut:
„Mein Berus, schütz' Gott dich! Er schirm dich allzeit,
Mein Daheim!"

Vorfrühling.

H. P. Auer.

Durch die Fluren zieht ein Ahnen
Kaum vernommen in den Raum,
Wie ein leises, dringend Mahnen,
Wie Erwachen aus dem Traum
Einer langen, dunklen Nacht.
Eines Südhauchs zages Fächeln
Streicht durch längst verklung'ne Lieder,
Und die alten Stimmen lächeln
Nickend, und sie schlafen wieder
Harrend noch der neuen Pracht.
Eines Neuen mächtig Rufen
Weckt im Herzen altes Singen,
Was vergang'ne Sagen schufen —
Von den Bergen will es klingen,
Wie ich's träumend mir gedacht.

Brust und trachtenden Augen nach Hause: göttliches Heil ward ihm, der den Frühling in der Heimat erlebte, der sehen konnte, wie der unschuldige Knabe, wie alte Meister den Frühling verkörpert haben, vom Gotte Pan betraut, mit singender Flöte von Feld und Wald, Busch und Baum, vom Tal und der Bergeshöh' Besitz ergriffen hat und die Landschaft umgestaltete zu einer Augenweide für den Menschen, zu dessen größten Aufgaben auch das Verstehen der Natur gehört.

Auch wer die Auen Italiens gesehen, wer im Nordland der ewigen Sonne blinkendes Rot gesehen, wer sah, wie schneebedeckte Bergriesen ihre Häupter in Wolkenschleiern umhergehen ließen, wer auf schwankem Schiffe grenzenlose Weiten großer Weltenmeere erfahren hat; alle diese Eindrücke verblassen vor der frühlingserwachenden Heimat, unserer landschaftlich schönen Umgebung, unserer glühend geliebten deutschen Saarheimat. Sie ist streng und hart dem Fremden gegenüber, aber voll Liebreiz und unerreichbarer Armut dem gegenüber, der sich innig mit ihr befaßt.

Aus der Franzosenzeit im Haustadttal.

(Nach den Original-Akten.)

Von Hermann Josef Prümm.

Ein hochinteressanter Rechtsstreit spielt sich im Anfang des vorigen Jahrhunderts zwischen dem Wilscheiderhof und der Gemeinde Honzrath, zu welcher fraglicher Hof heute noch gehört, ab. Der Revierförster Peter Gergen focht einen jahrzehntelangen Kampf für die Zulassung des Wilscheiderhofes zur Nutznießung der Gemeinde-Nutzungen der Gemeinde Honzrath. Der Kampf begann mit dem Gesuche Gergens an den Souspräfekten des Departements Thionville, datiert am 8. Juni 1811. Nach Darlegung der Lage des Hofes (Bann Honzrath, jenseits der Saar, Kanton Rehlingen), beschwert Gergen sich, in der Nutznießung der Gemeinderechte sehr benachteiligt zu sein; obgleich er wie jeder andere Mitbürger an den Lasten der Gemeinde teilnehme, indem er jährlich eine Summe von 64 Frs. für den schlechten Etat zahlte. Gergen erklärt, daß er vergeblich bei dem Bürgermeister Scherer auf Einräumung der Kommunalrechte hingearbeitet habe, was die Bürgermeister Nikola Simon zu Reimsbach und Nikola Kiffer zu Haustadt bezeugen könnten und bittet daher den Souspräfekten, bei dem Gemeindehaupte darauf hinzuwirken, daß ihm bei Tragung der Gemeindelasten auch sein Recht zuteil werde. Das Gesuch ist natürlich in französischer Sprache abgefaßt, und zwar von einem im Französischen ziemlich schlecht Bewanderten und ist von dem Bittsteller eigenhändig unterschrieben. Jedoch schon damals kannte man den berühmten Instanzenweg und schickte das Schreiben zurück, und zwar an den Maire de Honzrath, damit der Antrag von diesem zur Begutachtung dem Gemeinderat vorgelegt werde. Neben der Randbemerkung des Präfekten ist der Stempel der Gebietsverwaltung und darüber ein Steuerstempel von 0,75 Frs. aufgedrückt. Der Bürgermeister machte nun folgende Bemerkung, mit seiner Unterschrift versehen, an den Rand: „Hier mith descheinige ich, Nikola Scherer Meyer, das ich die Konfehl uiber die anforderung des Konsel von dem Petter Kergen Seinem begehren. Da sagten Sie Sie wohlten an dem Herrn Subrefek zu kurtzen dagen ihren anthwortz und gewandtz schicken. Nikola Scherer, Meyer.

Diese Notizen an dem wichtigen Aktenstück sagen uns sehr viel über die traurigen Kulturverhältnisse vor nicht mehr als hundert Jahren, die sich sehr leicht als Spiegelbild unserer Tage belupen lassen. Maire nannte sich der damalige „Oberchef" des Ortes, aber weder auf deutsch, noch vielweniger auf französisch konnte er sich nur annähernd sich schriftlich ausdrücken. Ein Schreiber wahrscheinlich hat dem Gemeinderat seine Stellungnahme in der Frage Wilscheiderhof in französische Sprache übersetzt, denn die hohe Obrigkeit kannte nicht die Sprache ihrer Untertanen, (ähnlich heute) und Leute, die mit ihrem miserablen Französisch Geschäfte machten und vielleicht es auch verstanden, gute Beziehungen zu erlangen, gab es also auch schon damals. (Grenzlandschicksal.) Der Gemeinderat faßte folgende Stellungnahme, die, wie schon gesagt, in französischer Sprache dem Gesuch beigefügt wurde: 1. Vorausschickung des Maires: „Vorliegende Bittschrift, die vor zwei Tagen zu uns zurückkam, wurde von mir, dem Maire der Kommune Honzrath gesehen, und für die Zeit bis der Gemeinderat einberufen würde vorgesehen, wofern der Bittsteller mir die Bittschrift in Händen überlassen hätte, aber nachdem obiges bereits vermerkt war, hat er mir sie zurückverlangt, nicht willens, daß ich sie verwahre und den Gemeinderatsmitgliedern unterbreite.

Ich habe die Ehre, beiliegend dem Herrn Souspräfekten eine Abschrift des Gemeinderatsbeschlusses zu überreichen, der besonders berücksichtigt und aufrecht erhält, daß diese Bittschrift eine Reihe falscher Behauptungen enthält und zwar deshalb, weil besagtem Gergen nicht das geringste an Gemeindelasten zuerteilt worden ist, und daß seine Vorgänger gleichfalls nichts getragen haben. Der Unterzeichnete Maire kann bei seinem Chef nicht die Zustimmung für das Ersuchen Gergens geben, diese ist vom Gemeinderat abhängig, der sie verweigert; wie es aus der beiliegenden Abschrift des Beschlusses hervorgeht.

Copie de la Déliberation du Conseil.

Heute am 24. Juni 1811, 9 Uhr vormittags, fand der Gemeinderat der Gemeinde Honzrath, außergewöhnlicherweise zusammen berufen durch den Maire in Ausübung der Erlaubnis durch den Souspräfekten des Arrondissements, sich